

Rundbrief 2: Arbeit und Vergnügen

In den ersten Monaten hatte ich immer das Gefühl, dass die Zeit rennt. Aber mittlerweile bin ich über ein halbes Jahr in Uganda und es fühlt sich ziemlich genau so lange an. Wir haben Anfang Januar neue Schüler innen bekommen, die dieses Jahr um einiges jünger sind als letztes Jahr. Im letzten Jahr waren sie im Schnitt noch 22 Jahre alt, dieses Jahr nur noch 18 Jahre. Mein Verhältnis zu der neuen Generation an „Trainees“, wie sie auf der Kira Farm genannt werden, ist grundlegend anders als letztes Jahr. Während ich letztes Jahr fast ausschließlich freundschaftliche Beziehungen zu den Schülerinnen hatte, weil ich kaum mit ihnen gearbeitet habe, ist meine Rolle dieses Jahr eine deutlich offiziellere. Mir wurde sehr viel mehr Verantwortung übertragen, wodurch ich mehr mit Ihnen zusammen arbeite. Zum Beispiel habe ich zu Beginn mit vielen der jungen Erwachsenen Interviews geführt, um Profile zu erstellen, die verwendet werden, um in Großbritannien Spender*innen anzuwerben. Das Konzept finde ich persönlich fragwürdig, da private, teils intime Infos verwendet werden, um Europäer*innen zu überzeugen, diesen „armen“ Menschen zu helfen und den „Mitleidsblick“ auf Afrika verstärken. Aber andererseits erhalten die Lernenden dadurch Gelder, die ihre Ausbildung auf der Farm erst ermöglichen. Ich bin zwiegespalten.

Außerdem bin ich zusammen mit meinem Kollegen William für eine Gemüsegarten-AG zuständig, die von Montag bis Freitag morgens um 6:30 Uhr stattfindet. Ich merke sowieso, dass ich voll und ganz in das System der Farm aufgenommen wurde und mittlerweile eher Aufgaben ablehnen muss. Langeweile kommt selten auf, da die neuen Aufgaben keine alten ersetzen, sondern meine Feld- und Gartenarbeit nur ergänzen.

Das Essen auf der Farm (Posho und Beans (siehe Rundbrief 2)) hängt mir mittlerweile zum Hals heraus, weswegen ich ziemlich oft abends mehr koche um dem geschmacklosen Maisbrei am nächsten Tag zu entgehen. Ich finde es faszinierend, dass manche meiner Kolleg*innen seit Jahren fünf mal in der Woche zweimal am Tag Posho essen und nicht völlig durchdrehen.



Apropos Durchdrehen: Die Trockenzeit ist völlig angekommen und tagsüber herrscht eine Affenhitze. Spannend ist, dass ich damit inzwischen sehr gut umgehen kann und sogar mittlerweile am frühen Nachmittag auf dem Feld arbeiten kann.

Die Okraschoten sind reif.

Interessant, an was sich der Körper gewöhnen kann.

Die „Dry Season“, also die Trockenzeit, ist zwar mittlerweile eingetroffen, hat aber sehr lange auf sich warten lassen, wodurch ein Teil unserer Felder für Wochen hoffnungslos überschwemmt war und unter anderem unsere Kartoffeln komplett abgesoffen sind.



Der Nachtbus ist kaputt.

Bevor die neuen Trainees angekommen sind, hatten wir ein klein wenig frei, sodass ich zusammen mit meinen zwei Mitfreiwilligen über Weihnachten an einen See im Westen Ugandas reisen konnte.

Nach einer viel zu langen Horrorfahrt im Nachtbus plus einer Nahtoderfahrung auf einem Motorrad, das uns nur über zwei Hügel fahren sollte, dem aber auf halbem Wege der Motor versagte und samt uns und dem Gepäck den

Berg fast wieder heruntergerollt wäre, kamen wir an einem kleinen Hafen an, wo ein Boot auf uns gewartet hat.



Den Hügel hinauf zu Fuß, nachdem das Boda versagt hat.



Ich bin völlig fertig auf dem letzten Stück der Reise.

Der kleine Holzkahn lädt uns eine halbe Stunde später auf einer verlassenem Landzunge ab auf der ein kleines Holzhaus und ein erhöhter Pavillon steht.

Was mir an diesen Weihnachtstagen auffällt:

Wie sehr mir die Ruhe in Kampala manchmal fehlt. Ja, ich wohne auf einer Farm ein wenig außerhalb, aber gerade nachts höre ich dennoch Hunderudel jaulen, Autos in der Ferne und den Bass von der Dorfkneipe scheppern. Hier am See ist es vollkommen still.



Lake Bunyoni

Der Bunyonyi See soll der zweittiefste See in Afrika sein, über 900 Meter, erzählt mir ein betrunkenener Mitfahrer im Nachtbus. In Wahrheit ist seine Tiefe von 40 Metern nicht der Rede wert, was ihn aber nicht weniger schön macht. Im Vergleich zu Zentraluganda, ist die Region um den See schweinekalt, da der nur knapp 2 km über dem Meeresspiegel liegt.

Die Natur ist völlig neu für mich und hätte mir niemand verraten, dass wir in Uganda sind, hätte ich wohl Bolivien geraten. Einer von drei anderen Menschen, die im Umfeld von zwei Quadratkilometern auf der Landzunge leben, ist Suruma. Er erzählt mir, dass dieser Teil des Distrikts Kabale und insbesondere diese Landzunge für legale (und illegale) Grenzübergänge nach Ruanda genutzt wird. „Die ruandische Grenze ist nur 25 km entfernt und die Grenzbehörden haben diesen abgelegenen Ort und die kleine und befahrenen Straße nicht auf dem Schirm. Mit dem Boot fahren die Reisenden von der anderen Seite des Sees hierher und werden dann mit Autos abgeholt,“ erklärt er. „Entweder nutzen diesen Weg genervte Touristen, die einen kleineren Grenzübergang anpeilen, um Zeit zu sparen oder illegale Grenzübergänger. Je nachdem, variiert der Preis.“ Während er mir das so beiläufig erzählt, macht er ein Lagerfeuer für uns und verschwindet wieder schnell.



Unser Pavillon am See



Als Weihnachtsessen machen wir eine große ugandische Festtagsplatte mit Süßkartoffeln, Kartoffeln, Reis, Avocado, Kohl, Erdnuss-Soße und Nile Bier.

Die Rückfahrt verläuft deutlich entspannter und nach einem kurzen Halt in Mbarara, Ugandas zweitgrößter Stadt, kommen wir vergleichsweise pünktlich wieder nachts in Kampala an.

Unser Weihnachts-Festmahl

Da sich dieser Kurzurlaub schon ewig weit weg anfühlt und die Arbeit im Januar intensiv ist, bin ich sehr dankbar für die Zwangspause, die wir diese Woche in Mbale, Ostuganda, hatten. Dort fand nämlich unser Zwischenseminar statt, was Lust und Kraft gibt für die nächste Hälfte. Gemeinsam mit meinen beiden anderen Eirene-Freiwilligen teile und reflektiere ich die Erfahrungen des letzten Halbjahrs.



Mbale

Mbale besitzt einen Stadtkern wie jede andere Kleinstadt, die ich bisher in Uganda gesehen habe. Ob Jinja, Iganga oder eben Mbale, alle haben eine Hauptstraße mit einem großen Supermarkt und einem Mobilfunkanbieter-Shop. In der Mitte der Hauptstraße steht ein hässlicher Glockenturm, gesponsert von eben diesen Mobilfunk-anbietern (in Uganda gibt es vor allem zwei: MTN und Airtel). Es läuft laute Musik und überall wird Essen vom Grill verkauft. Genervte indische Verkäufer stehen hinter den Theken von kleinen Läden und in verdächtigen Seitengassen wird Bier getrunken und Billard gespielt.

Was Mbale jedoch von „jeder anderen Kleinstadt“ unterscheidet ist der Berg, der über der Stadt thront und eine Macht ausstrahlt, die ich nicht beschreiben kann. Im letzten Oktober habe ich den „Mount Wanale“ zusammen mit meiner Freundin Nina bestiegen. Wir waren die einzigen Touristen, was uns total absurd vorkam, da der Berg so prominent von der Stadt aus zu sehen ist.

Die anderen Bergsteiger*innen, waren Kinder die in Flipflops mit schweren Körben auf dem Kopf an uns vorbeiflitzen. Sie beliefern das Dorf auf dem Berg, das nach meiner Wahrnehmung überraschend viele Einwohner hat. Mindestens 50 Leute, schätze ich.

Neben den Menschen leben bestimmt zwanzig Kühe und hundert Hühner auf dem Berg.



Mächtiges, aber kaum beachtetes Wahrzeichen: Der Mount Wanale



Mindestens die Hälfte der Bewohner sind Kinder unter sechs Jahren und die andere Hälfte Erwachsene weit über 40. „Alle dazwischen sind in der Stadt am Arbeiten oder gehen zur Schule.“, erklärt mir ein älterer Herr. Auf dem Abstieg fängt es an zu regnen und so rutschen wir zurück ins Tal.

Festes Schuhwerk bei der Besteigung des Mount Wanale

Liebe Freunde, danke weiterhin für euer Interesse. Ihr lest bald wieder von mir.

Euer Arthur